

GAUTSCHPRESSE

Vor einem halben Jahrtausend schon wurden in Toscolano Papier und Bücher hergestellt.

Seite 2

SCHÖPFFORM

In den finalen Strahlen der Sommersonne ein letztes Mal Energie tanken – auf einem Steg.

Seite 2

STAMPFWERK

In der Schweiz lief der Tourismus wie geschmiert – bis Corona kam und die Besucher fernblieben.

Seite 3



BÜTTENPAPIER

Udaipur-Weiß bis Pushkar-Blau: Der Künstler Willy Puchner sucht die Farben von Rajasthan.

Seite 4



Wären wir in der Wüste und nicht im fruchtbaren Vor-alpenland, wir würden auf eine Fata Morgana tippen. Eine Erscheinung! Und kniften wir die Augen kurz zu, wer weiß, vermutlich wäre sie wieder verschwunden. Hier aber, im üppigen Grün der Felder und Wälder, hat, was wir sehen, Bestand. Aus der Ferne wirkt es wie ein gestrandetes Ufo aus Beton und Farbe. Und aus der Nähe wie ein verirrtes Heiligtum. Oder spiegelt sich hier die Hybris eines Größenwahnsinnigen Landwirts, der neurotische Kühe züchten will?

Wir stehen vor der Stoa169, einer Säulenhalle aus dem Jahr 2020 inmitten der bayerischen Hügellandschaft. Die antike Stoa war die Säulenhalle, in der die Stoiker lehrten, wie man durch Gelassenheit zur universellen Weisheit gelangt. Die Stoa von 2020 ist ein Gemeinschaftswerk der Weltgemeinschaft der Kunstschaffenden, jede Säule darin ein Kunstwerk, alle zusammen ein Bauwerk von totaler Nutzlosigkeit. Erdacht und gemacht von Bernd Zimmer, einem ehemals „Jungen Wilden“, der seit mehr als dreißig Jahren in aller Gelassenheit hier kurz vor dem Ende von Deutschland in dem kleinen Dorf Polling lebt. Und jetzt viel Zeit auf seiner Großbaustelle verbringt.

An Heiligtümern mangelt es der Gegend nicht. In Polling selbst gibt es immerhin ein Kloster, wenn es ihm auch seit Jahrhunderten an Mönchen mangelt. Dafür hat es Thomas Mann in seinem Roman „Doktor Faustus“ als Kulisse gedient. Nicht weit entfernt liegt das Kloster Wessobrunn, das manche als die Wiege der deutschen Dichtkunst bezeichnen. Die barocke Wieskirche ist nicht weit. Aber hier, auf dieser Wiese am Flüsschen Ammer, da fehlte etwas, denn es gab nichts als eben Wiese – und jetzt steht hier eine in Beton gegossene Idee.

„Sie steht nur da!“, erklärt Bernd Zimmer seine Stoa und strahlt über das ganze Gesicht. Auf keinem Berg errichtet, auch nicht inmitten eines herrschaftlichen Parks. Nicht einmal am Ende eines Weges, sondern einfach „nur da“, etwas zurückgesetzt auf der Weide, kurz vor dem Wald und vor einem bescheidenen Hügel, der Ammerberg heißt. Eine sprachliche Volte ist, dass ein Stein auf Bayrisch ebenfalls „Stoa“ heißt. Bayern und die Welt, das war von jeher eine ironische Beziehung.

Pfaffenwinkel heißt diese Landschaft. Sie besteht aus fetten Wiesen, ein paar Mooren, sanft fließenden Hügeln und in engen Bögen fließenden Flüssen, die Namen tragen wie Lech, Loisach oder eben Ammer. Idyll und Stereotyp liegen dort nah beieinander. Nur Kitsch findet sich nicht. Und die Bauern kämpfen in diesem Zwischenland zwischen den Landschaften ums Überleben wie anderswo auch. Man ist nicht mehr am schicken Starnberger See, noch nicht in der überdrehten Einsamkeit von Schloss Neuschwanstein und erst recht noch nicht im Landschaftsdrama der Alpen, die erst hinter dem übernächsten Hügel in die Höhe wachsen. Touristen sind hier vor allem auf der Durchreise.

Und genau hier hat Bernd Zimmer, „einfach so“, weil er es konnte, seine Säulenhalle errichtet. Ganz ohne Wände gebaut. Sie besteht aus einer Betonbodenplatte, einer von Quadraten durchbrochenen Betondecke und demnächst aus 121 Säulen aus jeder Art von Material und herangekarrt aus aller Welt. Das Grundstück, dreieinhalb Hektar groß, gehört ihm, der kleinere Teil ist nun bebaut, die restlichen dreißigtausend Quadratmeter der sauren Wiese hat er für dreihundert Euro im Jahr an einen Landwirt verpachtet. „Marktpreis“, sagt Bernd Zimmer. Er wird hier weder etwas verdienen, noch

sollen irgendwelche Veranstaltungen stattfinden.

Die Idee zur Stoa kam dem Wweitegeisten schon 1990 – in den Tempelanlagen in Kanchipuram im Süden Indiens. Die Tempel dort sind von Hallen umgeben, in denen jede Säule anders gestaltet ist. Ebendiese Vielfalt und obendrein „die ganze Welt“ wollte Bernd Zimmer in seiner Halle unter einem Dach versammeln. Aber erst gut ein Vierteljahrhundert nach der Idee kaufte er in der Nähe seines Wohnortes (billig) ebendiese Wiese, überzeugte die Parteien im Gemeinderat (mehrheitlich) von seinem Projekt, besorgte sich (offiziell) eine Baugenehmigung, redete mit den Bauern, die (natürlich) gegen sein modernes Bauwerk protestierten, und ging dann mit (für einen Künstler erstaunlichem) Ernst ans Werk. Dieser Tage feiert er Eröffnung – wobei das Werk, das „nur dasteht“, korrekterweise nicht wirklich eröffnet werden kann. Es ist ja immer schon offen. Einzig ein kleines Schild: „Baustelle! Betreten verboten!“, an das sich bisher auch niemand gehalten hat, soll dann entfernt werden.

Die Stoa169 ist in jeder Beziehung ein offenes Werk: Es gibt keinen Zaun und keine Bewachung, keine Eintrittszeiten, und es kostet auch keinen Eintritt, sie zu besuchen. Es gibt auch keine Versicherung, die das Risiko tragen würde, falls Vandalen alles verwüsteten. Bernd Zimmer gesteht, in der Nacht, nachdem der Bauzaun gefallen war, schlecht geschlafen zu haben. Es sei, als hätte er sein Kind in die Welt hinausgeschickt. Jetzt kann er nichts mehr für sein Werk tun. Vielleicht wird er selbst Führungen anbieten. Vielleicht noch ein Schild aufstellen. Die Werke sind unverkäuflich, fest installiert. Nur der Name des Künstlers oder der Künstlerin steht am Fuß jeder Säule. Hält man sein Handy darauf, plopt in einer App eine kleine Einführung zu Werk und Vita auf.

Schon damals eher ein ehemaliger „Junger Wilder“, zog Bernd Zimmer 1984, mit sechsundvierzig Jahren, aus dem damals noch wilden Berlin in den Pfaffenwinkel und richtete sich im ehemaligen Klostergut seine Wohnung und eines seiner vielen Ateliers ein. Seitdem lebt es sich gut für ihn als erfolgreicher Künstler auf dem Dorf. Er hat hier sogar eine Stiftung gegründet. Die Großstadt, sagt er, hatte er lange genug genossen – mit anderen Malerlegenden des ausgehenden zwanzigsten Jahrhunderts: Salomé, Rainer Fetting, Helmut Middendorf. Es war die Zeit, als er drei Tage lang in der Punk-Herberge SO36 zum Klang von Lou Reeds „Metal Machine Music“ meterlange U-Bahn-Bilder malte. Seine Bilder verkaufen sich immer noch gut genug, um ihm und seiner Familie ein sorgenfreies Leben und weite Reisen zu ermöglichen. Und der Künstler trägt weiterhin Jeans und sah, dass es gut war. Das ist im Leben oft die beste Gelegenheit für etwas selbstzerstörerischen Übermut.

Auch die Stoa169 hätte Hirngespinnst bleiben können oder in einer Tragödie enden. Wie so viele aberwitzige Ideen alternder Künstler, die sich ein Denkmal setzen wollen, wenn es denn sonst keiner tut. Man kennt solche Fälle. Ob nun Fürst Pückler einen Landschaftsgarten erträumt, den er nicht finanzieren kann, oder Antoni Gaudí eine zu große Kathedrale entwirft – die als unvollendetes Stückwerk der Nachwelt nicht nur zur Freude gereicht. Nicht so in Polling. Es dauerte gerade einmal vier Jahre Planung und zehn Monate Bauzeit nach der Grundsteinlegung, bis sich die Welt Gedanken machen durfte, wie es geschehen konnte, dass auf einer Wiese an der Ammer ein weltumspannendes Gesamtkunstwerk „einfach da steht“.

Auch für die mehr als hundert beteiligten Künstler, die gebeten wurden, Säulen

Der Säulenheilige von Polling

Der Maler Bernd Zimmer hatte eine Vision: die Stoa169, von mehr als hundert Künstlern errichtet. Jetzt steht sie auf einer Wiese im Pfaffenwinkel.

Von Andreas Ammer



Tankstelle für die Seele mit lauter Zapfsäulen für frische Ideen – etwa von Jan Svenungsson.

zu entwerfen, war es ein „offenes Werk“. Jeder war frei in der Gestaltung, die Bedingungen blieben überschaubar: Die Größe des Sockels war vorgegeben, und die Säule musste stabil genug sein, in drei Meter neunzig Höhe ein Betondach zu tragen. Außerdem durfte ihr Durchmesser neunzig Zentimeter nicht überschreiten. Damit sich die Besucher durch die Halle schlängeln können.

Überall auf der Welt hat Bernd Zimmer Künstlerkollegen dafür gewinnen können, für ihn zu arbeiten. Säulen zu entwerfen. Darunter ebenso Weltstars wie Künstler aus fernen Regionen mit fremden Namen. Der Gurkenbildhauer Erwin Wurm hat eine riesige Gurke geliefert, Enzo Cucchi, der alte Postmodernist aus Italien, ließ einen lokalen Handwerker einen bajawarisch-indischen Stierkopf – „Nandi“ – aus dem Steinhauen. Das war nicht ganz billig. Allein die Handwerksarbeit für diese Säule habe einen mittleren fünfstelligen Betrag gekostet, erzählt Bernd Zimmer, der sonst nicht gerne über Geld redet, aber offensichtlich mit Leuten umgehen kann, die welches besitzen. Denn er hat es ohne große öffentliche Förderung geschafft, das Bauwerk mit Hilfe von fünfundsiebenzig größeren und einer Vielzahl von kleineren Geldgebern zu errichten, ohne dass es oder irgendjemand in finanzielle Schieflage gekommen wäre. Ein demokratisch freier Tempel der Moderne.

Roman Signer, der Schweizer Kunst-Witzbold, hat ein Kajak hinter einer Säule versteckt. Daniel Spoerri, von dem die erste Zusage kam, hat eine Geruchsäule bauen lassen. Den weitesten Weg hat das Werk der polynesischen Künstlerin Maheate Huhina von der Insel Hiva Oa aus Französisch-Polynesien hinter sich. Sie ließ einen traditionellen Tiki-Ritualbaum nach Polling transportieren. Der schönste Beitrag zur Völkerverständigung indes stammt vom Biennale- und „Documenta“-Teilnehmer George Adéago aus Benin: Er hat in einer umgekehrten Ethnographie die Pollinger nach ihrer Geschichte befragt, diese in naiver Malerei verewigt.

Auch Bernd Zimmer hat eine der Säulen geschaffen, ein wildes Gemälde des Universums mit einer Glocke darin. „Seit ich sie bemalt habe, klingt sie aber nicht mehr“, sagt Bernd Zimmer und trägt es mit der dem Gebäude angemessenen stoischen Fassung.

Bernd Zimmer hat alles persönlich organisiert. Er hat mit jedem Künstler selbst verhandelt, und wenn es zu Problemen kam, dann war das weniger ästhetischer Gründe wegen als solcher Formalien wie etwa des Gewichts. Denn etliche Künstler hatten keine blasse Ahnung, wie schwer ihre Säule sei, was aber für die Organisation des Transports nicht ganz unerheblich war. Und dann gab und gibt es noch die eine oder andere Verzögerung. Die Arbeit der derzeit ziemlich gefragten Künstlerin Karin Kneffel etwa muss noch angeliefert werden. Was genau das sein wird, weiß Bernd Zimmer nicht. Er vertraut ihr. Der Wert ihrer Gemälde von Obst und Früchten hat sich auf dem Kunstmarkt sehr weit oben eingependelt, und ihre Galerie war verwundert darüber, dass sie eines ihrer Werke irgendwo in Bayern auf eine unbewachte Wiese stellen wollte, erzählt Bernd Zimmer amüsiert. Der schwedische Künstler Jan Svenungsson hingegen ist gerade anwesend, steht auf einer Leiter und baut an einem schiefen etwas aus Ziegelsteinen, das aussieht, als habe ein etwas angegrünter Maurer sich beschwingt an einer Wand versucht. Jan Svenungsson erzählt, dass ihn Bernd Zimmer in seiner direkten Art einfach angerufen habe, ob er mitmachen wolle. Dann hätten sich

die beiden nur kurz über die Statik ausgetauscht, und jetzt stehe er hier auf der Leiter, um mit dem Beistand eines lokalen Handwerkers seine Arbeit hoffentlich bis zum Abend fertig zu bekommen. Ja, er komme am Abend gerne noch zum Grillen vorbei, ruft er Bernd Zimmer zu, morgen müsse er wieder weg.

Bernd Zimmer betont, wie wichtig es ihm gewesen sei, dass die Säulen das Dach wirklich tragen. Zugleich habe er versucht, den Künstlern jeden Wunsch zu erfüllen – auch wenn es nicht immer einfach gewesen sei: so wie im Fall des kirgisischen Künstlers Shaarbek Amankul, der



für seine Säule siebenhundert Rinderhüftknochen benötigte. Da seien die örtlichen Metzgereien an ihre Grenze gestoßen, aber man habe es geschafft: „Sie riecht noch immer etwas nach den Tieren.“ Hat eine Säule die Grundanforderung nicht erfüllt, das Dach zu tragen, weil sie zu filigran ist, wurde eben die Betonstruktur verstärkt. „Die haben dann auf ihr Honorar verzichtet“, scherzt Bernd Zimmer, schließlich hätten sie die gestellte Aufgabe nicht bewältigt. Wobei wir bei der Frage nach dem Honorar angekommen sind. „Viele Künstler, besonders die bekannten, haben darauf verzichtet“, sagt Bernd Zimmer nicht ohne Stolz: „Weil ihnen die Idee gefallen hat!“ Die anderen bekamen einen eher symbolischen Betrag. „Nein, Geld wird hier nicht verdient.“ Und: „Wir verkaufen auch nix!“ Nicht einmal Kataloge oder Andenken. Und auch keine Skizzen der Werke. Hier auf der Wiese gibt es keinen Kunstmarkt.

Man kann nicht aufhören, darüber zu staunen, wie eine Privatperson solch ein Projekt aus eigener Kraft und mit nur einer Mitarbeiterin in solch kurzer Zeit stemmen konnte. Aber Bernd Zimmer winkt ab. „Nun gehen Sie schon“, sagt er und deutet mit einer Handbewegung ins Innere der Halle, die deutlich machen soll, dass es keinen vorgegebenen Weg und kein festgesetztes Ziel gibt. Der Spaziergang mäandert vielmehr um die Säulen herum, in gemäßigtem Tempo, gerade so, wie Lawrence Weiner gleich am Eingang, neben der filigranen Rebecca Horn, als Programm vorgibt: „Eile mit Weile.“

Und wie viele Säulen sind es jetzt? Ursprünglich sollte das Geviert aus dreizehn mal dreizehn Säulen bestehen. Mittlerweile sind nur noch elf mal elf geplant, also hunderteinundzwanzig insgesamt. Das wird noch ein wenig dauern. Aber die neun mal neun, oder fast wenigstens, des ersten Bauabschnitts sind auch schon imposant. Und muss man es eigentlich so genau wissen? Im indischen Karnataka, im sogenannten „Tempel der tausend Säulen“, wird von Besuchern oft und skeptisch danach gefragt, ob es denn wirklich tausend Säulen seien. Woraufhin die Inder freundlich, aber bestimmt auf einen Fluch hinweisen, wonach jeder, der versuche, die Säulen zu zählen, selbst zur Säule erstarre.